

Zeit und Heimat

15. August 1985 · Nr. 2
28. Jahrgang

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur
von Stadt und Kreis Biberach

Seit 1924 Beilage der „Schwäbischen Zeitung“
Ausgabe Biberach an der Riß

Von der Eigenart der Oberschwaben Literarische Zeugnisse aus fünf Jahrhunderten

Von Max Flad, Stuttgart

Über die Schwaben als solche sind in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Bücher erschienen, auch eines über die „Allgäuer Rasse“. Eine umfassende Darstellung über das Wesen der Oberschwaben dagegen fehlt. Im folgenden Aufsatz wird deshalb der Versuch unternommen, auf Grund von Äußerungen, welche sich zeitlich über lange Räume erstrecken, die Eigenart der Menschen im südlichen Schwaben zu umschreiben. Besonderer Wert wurde darauf gelegt, Meinungen von Autoren kennen zu lernen, die nicht aus der Landschaft selbst stammen; denn meist erkennen diese die Besonderheiten der ihnen nicht von Jugend an vertrauten Menschen am besten.

Zuerst einiges zum Landschaftsbegriff „Oberschwaben“. 1268 ging das oberschwäbische Herzogtum mit Konradin, dem letzten Hohenstaufen, unter; Rudolf, dem ersten der habsburgischen Könige, gelang es trotz eifrigem Bemühen nicht, es wiederherzustellen. Er entschloß sich, das Territorium in drei Landvogteien, in Nieder- und Oberschwaben und in eine kleine Vogtei Augsburg, aufzuteilen. Zum ersten Landvogt in Oberschwaben bestimmte er 1274 Graf Hugo von Werdenburg. Diese Landvogtei reichte von Kaufbeuren bis Meßkirch und vom Bodensee bis zur Alb. Im Gegensatz zu ihr hielt sich die nördlich gelegene Landvogtei Niederschwaben nicht lange und wurde von der aufstrebenden Grafschaft Württemberg aufgesogen. Im vorliegenden Aufsatz wird aber nicht das Gebiet der nachstaufischen Landvogtei unter „Oberschwaben“ verstanden, sondern die endgültig seit 1810 zu Württemberg gehörende Landschaft zwischen den Höhen der Alb und dem Bodensee-ufer, die vielfach auch als „Oberland“ bezeichnet wird.

Das Stammesbewußtsein der Schwaben war wahrscheinlich zur Hohenstaufenzeit am stärksten entwickelt; sie konnten stolz sein auf ihre Herzöge, deren Haus die Kaiserwürde erlangt hatte, und ebenso stolz auf den ihnen zugestandenen Vorstritt in kriegerischen Verwicklungen. Noch trennten unterschiedliche Konfessionen die Stammesbrüder nicht; einigend wirkte sich auch aus, einer dahin mächtigen Dynastie anzugehören. In den

spärlichen Quellen jener Zeit werden als schwäbische Tugenden Treue und Tapferkeit gepriesen. Interessant ist, daß bereits im 13. Jahrhundert die Schwaben als wanderlustig galten.

Ein geradezu überschwengliches Lob über die Schwaben des ausgehenden Mittelalters stammt von Felix Fabri (1443–1502), einem weitgereisten, welterfahrenen Schweizer. Er wirkte im Ulmer Dominikanerkloster in einer Zeit, als die Reichsstadt an der Donau als eine der reichsten in ganz Deutschland galt. Ihre Bürger statteten damals das Münster mit dem hochragenden Sakramentshaus und dem prächtigen Chorgestühl aus. Vielleicht ist aus diesem reichsstädtischen Hochgefühl heraus Fabris Aussage zu erklären: die Schwaben seien vernünftiger als die Elsässer, edler als die Bayern, gerechter als die Brabanter, reicher als die Franken, frömmere als sie Sachsen, die tapfersten der Germanen.

Weniger enthusiastisch als Fabri läßt sich der Donauwörther Sebastian Franck (1499–1543), Mystiker, Volksschriftsteller und Sozialkritiker, über seine Landsleute aus. Im Weltbuch (1534), der ersten allgemeinen Weltbeschreibung, schreibt er: „Die mühsamen Schwaben arbeiten vor anderen Handwerkern am meisten Falchs, Wolle und Leinwand. Nicht allein Frauen und Mägde, sondern auch Männer und Knechte spinnen: man sieht das Widersprechende, sie arbeiten und reden wie die Weiber und sind doch freisame streitbare Leut, wie sie nur irgend ein Land haben mag.“

Fabri wie Franck sprechen von den Schwaben; sie unterscheiden noch nicht zwischen den Bewohnern der einzelnen Großlandschaften. Dies überrascht, nachdem Oberschwaben und Neckarschwaben politisch wie wirtschaftlich eine unterschiedliche Entwicklung genommen hatten; auch hatte der Städtekrieg zwischen den freien Reichsstädten und der Grafschaft Württemberg das Volk in Schwaben innerlich entzweit und den Süden vom Norden getrennt. Was Franck aber von den Schwaben niedergeschrieben hat, gilt unzweifelhaft für die Oberschwaben, denn in der Grafschaft Württemberg war vor 1600 die Leinenherstellung unbedeutend, wogegen Ulm, wo Franck von 1533 bis 1539 weilte, als Umschlagsplatz für Barchent und Leinwand weltberühmt war.

Auch Sebastian Münster (1489–1552) lobt in seiner *Cosmographia* (1541) den Fleiß der Schwaben, besonders der Allgäuer, beim Spinnen und Weben. Weniger freundlich ist aber das, was er sonst noch von ihnen gehört haben will. „Man sagt auch von den Schwaben, daß sie gar sehr geneigt seien zur Unreinigkeit, und die Weiber lassen sich leichtlich überreden, ihnen zu willfahren.“ Es mögen freundlich-feindliche Nachbarschaftsgefühle gewesen sein, welche den Rheinfranken Münster aus Ingelheim zu dieser Aussage veranlaßt haben.

Franck nennt die Schwaben nicht nur „mühsam“, sondern auch freisam und streitbar. Die neuere Agrargeschichtsforschung konnte nachweisen, wie sehr die schwäbischen Bauern sich bereits im 15. Jahrhundert bemüht haben, ihre alten Freiheiten zu erhalten. Es gärte in nahezu allen Herrschaften, in Salem, Kempten, Schussenried und Ochsenhausen, wo es ihnen 1502 gelang, die Umwandlung der Fallehen in Erblehen zu erreichen. Im Bauernkrieg erhob sich die ganze Landschaft. Erstaunlich ist die Mäßigkeit, die aus den Memminger zwölf Artikeln spricht. Auch nach dem verlorenen Krieg von 1525 wehrten sie sich weiter gegen jede Unterdrückung. In der Herrschaft Königsegg-Rothenfels zog sich der Streit über ein Jahrzehnt hin. 1601 rotteten sich in Altheim bei Riedlingen die Bauern zusammen, bedrohten den Ammann und prügeln einen Bauern durch, der gemahnt hatte, „den Esel nicht zu übergürten“. Auf dem Grafenkollegium beschwerte sich Truchseß Christoph daraufhin über „Despekt, Schimpf, Hohn, Spott, Trutz und Hochmut“ seiner Untertanen in Altheim und Unlingen und klagte, sie wollten eine „Schweizerei“ aufrichten und sich zu „Selbsteren und Semperfreien“ machen. Dieses Aufbegehren erstaunt nicht; denn die oberschwäbischen Bauern, mit ihrem engen wirtschaftlichen Kontakt zu den Alpenländern, wußten um die größeren Freiheiten der Bauern südlich des Bodensees, vor allem in der Schweiz, aber auch im Bregenzerwald. Das Ringen um das „Alte Recht“ ging auch nach dem Dreißigjährigen Krieg weiter. Drei Jahre, bevor in Obermarchtal mit dem barocken Kirchenbau begonnen wurde, klagt die Kanzlei des Frauenklosters Heiligkreuztal über die nach dem Dreißigjährigen Krieg in der Gemeinde Ertingen eingerissenen „groben, unförmlichen, unvernünftigen und ohnleidenlichen Dorfbräuche“, in deren „Spezifikation“ es 1683 u. a. heißt, daß die Bauern ihre Schlaghändel und Frevel nicht vor die Obrigkeit bringen, „sondern sie wellen alles vor ihrem groben bisselhirnigen Paurengericht urteilen und aussprechen; ... auch wellen sie behaupten, daß sy die Tänz und dergleichen obrigkeitlichen Regalien zue erlauben oder zue verbieten haben.“ Nach Aufzählung weiterer Übergriffe wird schwer gerügt, daß es „bei Tailungen, Heyratsabreden und Übergaben ... in Aufwendung der Zehrungs- und anderen Cösten in den Wirtshäusern von ainer Mitternacht bald bis zue der anderen es so gotteslästerlich dargehe, daß hierdurch der Arme in Schaden gefiert werde.“

Aus den angeprangerten „ohnleidenlichen Ertinger Dorfbräuchen“ wird deutlich, wie einerseits die Herrschaften versuchten, das dörfliche Leben zu reglementieren, wie aber auch die Untertanen es verstanden, sich gegen diese Art von Obrigkeit zur Wehr zu setzen. Sie wollten ihre Streitigkeiten vor dem „bisselhirnigen Paurengericht“ wie in alten

Zeiten schlichten; auch ließen sie es sich nicht nehmen, wichtige Angelegenheit mit einem Umtrunk zu beschließen, bei dem es aber wohl in den seltensten Fällen „gotteslästerlich“ zuzuging. Die Klosterkanzlei rügte mit dem zu langen Wirtshausbesuch eine Eigenschaft, die später immer wieder als typisch oberschwäbisch bezeichnet wird, nämlich die Freude an der Geselligkeit, am Feiern und Festen. Wie oft hat doch J. B. Pflug seine Landsleute bei Kirchweihen, Sichelhenken, in Wirtshäusern, beim Freischießen und bei Hochzeitsfeiern dargestellt! Im Gegensatz zu den Bewohnern der Alb und des Unterlandes konnte sich der im allgemeinen wohlhabende Bauer des Oberlandes, weniger allerdings dagegen der Seldner, einiges leisten.

Wer von der Wesensart der Oberschwaben schreibt, darf beim 18. Jahrhundert verweilend, Sebastian Sailer (1714–1777), den Chorherren des Klosters Obermarchtal und langjährigen Pfarrer von Dieterskirch, nicht vergessen. In seiner „Bau-repredigt“ findet er keine allzufreundlichen Worte für seine Zuhörer. Nachdem er zuerst in seiner Ansprache Abraham wegen seines friedlichen Vergleichs mit seinem Vetter Loth gelobt hatte, fährt er fort:

„O, wenn do eusare Baura au aso wärat! Wia balgat do dia Narra oft um a schleachts Ding; koinar will noahgea; koiner thua, was an andera freut. As hoißt denn: dar Gscheider geit noah. So aber, wenn boid Narra seand, wia kommts z'letscht raus? D' Schtuahlfüäß wissets am beschta, wemma mit ana rumsäblat. Dar Amtma ma Fried beata, wia ar will: dar Pfarr, ar ischt do a Goischtlicher, ma saga, was ar will. Noitz geit ma um an: ar muaß oft frau sei, wenn am dia grobe Koga itt au oina ufs Gweicht ameassat. O hoiliger Abraham! As ischt nimma di seall Zeit! Aber wieder ar Gschicht! Was moinat ar, hot dar Lot thau, was sei Vetter gsait? Freile! Ar hot koin so a heeta Grind ghatt, wia ihr. Glei hot ar sein Ranza zsämna thau, sei Sächle eipackt, seine Herda ussanander zählt, und ischt gang hott nomme in an schöas Land, mo Sodoma gschtanda ischt.“

Zu der Weise, wie S. Sailer von seinen Bauern schreibt und spricht, meint D. Kuen als Verleger der Sixt Bachmannschen Ausgabe 1819: „Die Ausdrücke des schwäbischen Bauern sind zwar roh, aber natürlich und offen und verraten ein tugloses Herz. Sailer hat meistens die rohe Seite des schwäbischen Bauern geschildert. Solten denn in einem tuglosen, biederem Herzen nicht auch feine, zärtlichere Gefühle liegen? – Möchte uns ein getreuer Nachahmer dieses Dialektes in Zukunft auch mit zärtlicheren Gedichten beschenken!“

Wir Heutigen stellen uns nicht so kritisch zu Sailer ein wie Kuen und halten es mit Sebastian Blau, der meinte: „Nur einem wahrhaft kindlich-frommen Gemüt, dem auch das Lachen Gottesdienst und der Humor die dankenswerteste aller Himmelsgaben ist, und nur einer tiefen Liebe zu Heimat und Volk konnte es gelingen, den Garten Eden zwischen Blaubeuren und Biberach zu verlegen und die Erzengel zu schwäbischen Dorfbütteln zu machen.“

Durch Sailer wurde das nördliche Oberschwaben zur Urheimat der schwäbischen Dialektdichtung. Diese wurde von dem derben Karl Borromäus Weitzmann, von Dionys Kuen aus Buchau, dem „Buchdrucker und der schönen Künste Beflissenen“ – wie er sich selbst bezeichnete –, von dem

Biberacher Franz Joseph Epple und Hermann Knapp aus Schwendi weitergeführt. Nicht zu vergessen sind der Kirchdorfer Pfarrer Michael von Jung mit seinen Grabliedern und Franz Jau aus Scheppach, ebenfalls ein Pfarrer. Auch die ostschwäbischen Mundartdichter des 19. Jahrhunderts wie Franz Keller, Georg Scheifele und Maximilian von Lingg, der spätere Bischof von Augsburg, sind katholische Geistliche.

Hermann Fischer weist auf die enge Verbindung des katholischen Klerus mit den ihm Anvertrauten hin. „Im Wesen des katholischen Priestertums“, führte er aus, „ist es gegründet, daß den Geistlichen außerhalb der Kirchenwände und der Amtsverrichtungen die größte Annäherung an die Denk- und Empfindungsweise des Bauern, die lauteste Lustigkeit und ausgelassenste Derbheit sein Ansehen nicht beeinträchtigt.“ Wer denkt hier nicht an Ulrich Megerle, den wortgewaltigen Abraham a Santa Clara, an Sebastian Sailer und auch an Verse von Michel Buck, der uns mit seinem Gedicht „Der Ochsabua“, so ein oberschwäbisches „Hairle“ von früher vorstellt. Bei dieser starken Verflechtung der katholischen Geistlichkeit mit dem bäuerlichen Volk (auch an die geistliche Schulaufsicht sei erinnert) war natürlich ihr Einfluß auf Sitten und Brauchtum groß. So wie der Pietismus im 18. und 19. Jahrhundert den Altwürttemberger mitgeprägt hat, so der barocke Katholizismus den Oberländer.

Wenige Wegstunden von Dieterskirch entfernt, in Dürmentingen, wirkte zu Sailers Zeiten Franz Xa-

ver Clavel (1729–1793), ein Hohenzoller aus Gammertingen, der nach einem Jurastudium im südlichen Schwaben an mehreren Ämtern tätig war. In der Grafschaft Friedberg-Scheer führte er eine vorbildliche Verwaltung ein und bemühte sich außerordentlich um die Landwirtschaft. In seiner „Weideordnung“ von 1769 verpflichtete er die Bauern zum Kleeanbau, nachdem er zuerst selbst Versuche mit dieser neuen Kulturpflanze angestellt hatte. Als diese sich gegen die neue Ordnung – bedeutete doch der Kleeanbau das Ende der seit Jahrhunderten üblichen Weidewirtschaft – beim Grafen wehrten, reagierte Clavel seinen Ärger über den konservativen Sinn seiner Bauern ab, indem er schrieb: „Herr, verzeih ihnen, sie wissen nicht was sie tun. – Ihre Halsstarrigkeit geht aber so weit, daß sie lieber in Ungarn ziehen als nur eine Handvoll Klee säen werden.“ Doch so schlimm war es mit der „Halsstarrigkeit“ wieder auch nicht. Clavel drang mit seiner Weideordnung durch, und die Bauern begannen Klee in die Brache zu säen.

Der Oberamtmann der Waldburgischen Herrschaft sprach nicht zu Unrecht den konservativen Sinn der oberschwäbischen Bauern an; jedoch die Bauern, denen die Höfe zu Lebzeiten, ja zum Teil auf „drei Lebtag“ verliehen waren, mußten in Generationen denken. Wie fortschrittlich sie aber sein konnten, zeigt die von den Bauern selbst im überbevölkerten 16. Jahrhundert nach dem verlorenen Bauernkrieg begonnene Vereinödung. Diese Agrarreform, welche das Ende der kollektiven Wei-



„Das Treiben der Altwürttemberger“ – Kupferstich nach einem Gemälde von J. B. Pflug

denutzung auf der Allmende bedeutete, veränderte durch die zahlreichen Ausbauten die Siedlungsstruktur des ganzen südlichen Oberschwaben. Durch diese großzügige Flurbereinigung zählten die Bauern im nördlichen Bodenseegebiet und im Allgäu um 1800 zu den fortschrittlichsten in Süddeutschland. Ein Anreiz zur Vereinödung war u. a. die Überführung des Gemeinheitsbesitzes in Privateigentum. Wer mitmachte, konnte dabei etwas „erben“.

Das Bild, welches sich die Nichtschwaben von den oberschwäbischen Reichsstädten und ihren Bürgern am Ausgang des 18. Jahrhunderts machten, wurde wesentlich von Christoph Martin Wieland (1733–1813) geprägt. So schreibt K. J. Weber – der „Hohenloher Voltaire“, wie er gerne genannt wurde – in seiner „Reise durch Württemberg“ (1826): „Wieland hat wohl die meiste Schuld, daß man zunächst in Reichsstädten Abdera suchte und fand, denn seine Abderiten galten für eine Satyre auf Biberach und deren Schwestern. Wieland hat aber die philosophische Frage: Warum der abgechiedene Geist Abderas zunächst in Reichsstädten spuke, lange nicht gelöst, und dann – war Abdera eine Reichsstadt? Gibt es nicht überall Abderiten in der großen Welt, an Höfen, und auf unseren Altertums-Universitäten? Ich behaupte, daß es da deren sogar mehr gäbe als in kleinen Städten und Dörfern, wo man der Natur gemäßer lebt.“

Während Wieland vom fernen Weimar aus das Bürgertum Biberachs zu Unrecht anprangerte, trug Ludwig Auerbacher (1784–1847) aus Türkheim in Bayrisch Schwaben mit seinen weitverbreiteten „Sieben Schwaben“ (1827) dazu bei, daß die Schwaben aus der Landschaft zwischen Lech und Bodensee allgemein für dumm und tolpatschig angesehen wurden. Interessant ist, daß Wieland wie Auerbacher die genannten Werke nicht „zu Hause“ schrieben: Die „ergötzliche Historie“ von den „Sieben Schwaben“ entstand in München, wo der Autor das königliche Kadettenkorps unterrichtete.

Im reisefreudigen 19. Jahrhundert haben uns viele ihre Eindrücke über Land und Leute in Württemberg hinterlassen. So beschreibt der bereits zitierte Weber, dessen Reisebriefe sich durch klare Beobachtung und lebendigen Stil auszeichnen, prägnant und wohl damals zutreffend die Alb und deren Einwohner, mit denen die Oberschwaben oft verglichen wurden: „Die Älbler sind rau, wie die Alb, aber dennoch sanften milden Charakters und von hoher Genügsamkeit; ihr größter Luxus ist eine warme Stube, ihre Nahrung Habermus, Knödel, Milch und Kartoffeln, ihr Trank Wasser, und Fleisch ist so selten als Wein. Ihre Hütten verfertigen sie sich selbst, bauen Flachs in die Wette, und hätten sie nur überall Wasser, so würde nichts zu ihrer Zufriedenheit fehlen.“

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden durch Napoleon die ehemaligen Landvogteien Ober- und Niederschwaben wieder miteinander vereinigt; doch das alte Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Schwaben, wie es im hohen Mittelalter bestand, war im neubegründeten Königreich Württemberg nicht mehr vorhanden. Vor allem die Glaubensspaltung hatte den Stamm getrennt. Welche Auffassung von den Oberschwaben mußten die neuen Herren in Stuttgart haben, wenn sie sich z. B. an die Berichte der Pfarrer in der unbeliebten evangelischen Gemeinde Pflummern bei Riedlin-

gen erinnerten, wo der eine schrieb, der Ort sei „in meditullio papatis gelegen, mitten unter den giftigen Scorpiones des Erzpapsttums“. Ein anderer meinte, er sei seines Lebens nicht mehr sicher, die ganze Nachbarschaft wäre erzpapistisch und ihm spinnefeind, sie hätten ihm schon mit Musketenkugeln ins Fenster geschossen.

Um zu erfahren, wie es wirklich in diesem von Stuttgart weit abgelegenen Teil Neuwürttembergs aussah, wurde Professor Memminger als Mitglied des Königlichen Statistisch-Topographischen Bureau 1825 in den Donaukreis geschickt, wo er mit viel Sachkenntnis und ungemeinem Fleiß sich an die Beschreibung der einzelnen Oberämter machte. Er und später auch Pauly sahen Land und Einwohner mit den Augen der Altwürttemberger. Wäre Oberschwaben beim Länderschacher zu Baden oder zu Bayern geschlagen worden, so hätten wir wahrscheinlich heute Darstellungen von Beamten aus Freiburg oder Karlsruhe bzw. aus München, denen wir Äußerungen über die unterschiedliche Wesensart der Oberschwaben zu den Alemannen bzw. Bayern entnehmen könnten.

Wie sah der aus Tübingen stammende Memminger die Neuwürttemberger im südlichen Schwaben?

„Die moralischen Eigenschaften, Charakter, Sitten, Leben sind, wie dies auch schon bei anderen Oberamtsbezirken Oberschwabens bemerkt wurde, wesentlich von dem Charakter und der Lebensweise der Altwürttemberger verschieden: Religion, Reichsstädte, Klöster, Feudalverhältnisse mußten manche eigentümliche Schattierungen hervorbringen, die auch jetzt noch keineswegs verwischt sind.“ Memminger schrieb dies vor rund 150 Jahren in der Oberamtsbeschreibung von Biberach. Wir möchten hinzufügen, sie sind heute noch verwischt. Er fährt dann fort: „Von der behaglichen Ruhe, welche der Oberschwabe zwar nicht im Lebensgenusse – denn in diesen mischen sich gar häufig Leidenschaften ein –, aber doch in seiner Arbeit zeigt, haben die Biberacher durch eine rege Tätigkeit eine Ausnahme gemacht.“

Die „eigentümlichen Schattierungen“ oberschwäbischer Art hat bereits 1828 Schlipf, der Lehrer am königlichen Waisenhaus in Weingarten war, im einzelnen in seiner „Beschreibung des Schusentals und seiner Umgebung“ wortreich geschildert. Zuerst ist er der Auffassung, daß die Schusentäler nicht so kräftig seien wie die arbeitsamen Älbler. Dann fährt er fort: „Unter den Vergnügungen, die der Süddeutsche besonders liebt, dürfen im Sommer das Scheibenschießen und Kegelschießen und im Winter das Kartenspiel gerechnet werden. Der Luxus ist in hiesiger Gegend auf einen Grad gestiegen, wie man ihn selten in Württemberg treffen wird. Mannspersonen erscheinen im Winter gewöhnlich in tüchernen Mänteln mit langem Kragen, einer Taschenuhr mit silberner Kette und einer mit Silber beschlagenen Tabakspfeife. Der Bauer geht selten zu Fuß (wenn er auch nur eine Reise von wenigen Stunden macht), sondern fährt in einem Berner-Wägelchen, deren jeder Bauer eines besitzt. Die Weibsleute kleiden sich selten in selbst erzeugte Stoffe; sie wählen Ziz und Seide und lieben hauptsächlich das Vielfarbige, was stark in die Augen fällt. Große Kosten verursacht der Kopfputz der hiesigen Weibspersonen, der in eini-

gen Gold- und Silber-Hauben besteht, und wovon eine öfters 10 – 25 Gulden kostet. Außerdem ziert manches Mädchen seine Brust mit einer schweren, silbernen Kette. Die Hochzeiten in hiesiger Gegend erfordern großen Aufwand. Gewöhnlich feyert man den Hochzeitstag, an welchem öfters 100 – 200 Personen Antheil nehmen. Darauf folgen an den nächsten Sonntagen 2 – 3 – 4 sogenannte Schenken, wozu jedesmal der damit bedachte Wirth aufs Neue eine öffentliche Einladung macht; daher kommt es, daß z. B. in Altdorf selten ein Sonntag vorübergeht, an welchem nicht öffentliche Tanzmusik stattfindet.

Schirme, hier Regendächer genannt, sind in der Seegegend allgemein eingeführt. Bei den niedern Volksklassen herrscht noch sehr viel Aberglauben.“

Zum Wohlstand schreibt Schlipf:

„Außer den unabänderlichen Zeitverhältnissen tragen auch noch andere Umstände zu dem Sinken des Nahrungsstandes in hiesiger Gegend bei. So feyern die Katholiken in hiesiger Gegend noch sehr viele Feiertage, an denen nichts gearbeitet wird. Häufige Wallfahrten nach Maria Einsiedel, Steinbach und andern Orten erfordern viel Geld und viel Zeit. Die vielen Kirchengänger, die des Sonntags von den Einöden in die Pfarrkirche gehen, kehren gewöhnlich nicht wieder zurück, ohne auch den Magen durch Wein oder Bier vorher gestärkt zu haben.“

Memminger hat neun Jahre später den Bericht von Schlipf nahezu wörtlich übernommen, vermerkt aber noch etwas, ihm Auffallendes, daß nämlich beim Kegelschieben sich auch die Frauen beteiligen. Anscheinend waren diese im Oberschwäbischen emanzipierter als im Unterland!

Wie sticht doch Schlipfs Beschreibung vom Schussental von jener von Gaiburg, Oberamt Stuttgart, aus dem Jahr 1851 ab, wo es von der armen Gemeinde bei Stuttgart heißt, die Einwohner seien durch „harte Arbeit und Entbehrung niedergedrückt“... Wohlhabende zähle der Ort nur wenige, die übrigen seien mittellos und nicht selten verarmt.

Den altwürttembergischen Kleinbauern gegenüber erschienen die Bauern Oberschwabens den Landeskundlern Memminger und Pauly als bequem. So schreibt Pauly von den „religiösen, gutmütigen, arbeitsamen Allgäuern“ (1843), sie seien zwar geschäftig zur Zeit der Feldgeschäfte; nach deren Beendigung lebten sie aber um so gemächlicher. Als Grund dafür, daß die Bauern ihr Getreide nicht mit der Sichel schnitten, sondern mit der Sense mähten, was bei großen Grundstücken sinnvoll war, gibt Memminger an, daß die oberchwäbischen Bauern die Handarbeit nicht lieben würden. Derselbe Autor meint (Oberamt Blaubeuren, 1826), der Oberländer sei die Anstrengung und Ausdauer in der Arbeit nicht gewohnt, wie man sie beim Unterländer und besonders dem Weingärtner antreffe.

Hinsichtlich der unterschiedlichen Geisteshaltung in den zwei Landesteilen ist eine Äußerung von Memminger interessant, die er über die Bevölkerung des Oberamts Riedlingen 1827 abgibt: „Wenn das Volk noch nicht ganz frei von mancherlei Aberglauben ist, so ist es dagegen desto freier von Pietismus, Mystizismus und Separatismus, wovon es sein lebensfroher Sinn bewahrt.“

Auch das Volkslied befaßte sich mit dem Wesen der Landschaft und ihren Bewohnern nördlich und südlich der Alb in einer Weise, wie es sich z. B. mit dem nach 1806 neu hinzugewonnenen Hohenlohe nicht auseinandersetzte.

Die Unterländer priesen ihr fruchtbares Weinland, wogegen es im Oberland nur Schlehen gäbe. Die Bauern über der Alb nennt das Lied reich und stolz.

„Kalt ischts im Oberland, unten ischts warm.
Oba sind d'Leut so reich, d'Herza sind gar net weich,
bsehnt mi net freundlich a, werdet net warm.
Aber do unta rum, do sind d'Leut arm,
aber so froh und frei und in der Liabe treu:
drum sind im Unterland d'Herza so warm.“

Als Gegendichtung zum Lied „Drunta im Unterland“ schrieb der in Stuttgart mühsam seinen Lebensunterhalt verdienende Hermann Georg Knapp ein Loblied aufs Oberland, aus dem der Gegensatz zwischen Ober- und Unterland im Sinne des 19. Jahrhunderts deutlich wird.

„Doba im Oberland, do isch halt schöa!
Koara gnuag überall,
Aber im Neckarthal
Do ka ma d'Schnitter und d'Sichel nu seahn.
Hungrig gohts dunta her, trait scho nix ei.
Zwetschga und Äpfelschnitz,
Des ischt ihr ganzer Witz,
Drum ka do dunta i lustig it sei.“

Und daß es traurig isch, zoigt scho die Tracht.
Wo ma nu goah und stoah,
Aellz schwarze Kittel hoat,
Do isch halt doba a Staat und a Pracht!

Doba saits jederma, frei wianers denkt.
Aber „selt dunta“ isch
Falschheit und Hinterlist,
I ka's it saga gnuag, wia mi des kränkt.

Mir isch halt oimoo do hunta it wohl,
Weils soviel Beattelleut
Und soviel Schreiber geit,
Drum isch do hunta rum mir au it wohl.

Doba im Oberland, so isch mein Schatz!
Doba, do isch es fei,
Do muaß au d'Hochzeit sei,
's gäb jo do hunta rum kaum für eis Platz.“

Auch in Bildern wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf ober- und niederschwäbische Lebensart mit ihrer verschiedenen Ausprägung hingewiesen. Bekannt ist die Gouache von Pflug, die einen wohlbeleibten oberchwäbischen Fallerbauern und einen abgehärmten Unterländer Grundbesitzer zeigt. Diese Abbildung, vom Adel bestellt, sollte darauf hinweisen, daß es dem abhängigen Lehensbauern finanziell besser ging als dem, der das Lehensjoch schon abgeschüttelt hatte.

Weniger bekannt sind zwei Stiche nach Pflug, welche das „Treiben der Alt- und Neuwürttemberger“ schildern. Dem bäuerlichen Oberschwaben mit seinem lukrativen Kornexport in die Schweiz wird das verstädterte Altwürttemberg als Land von Schreibern, Polizisten und frommen Pietisten gegenübergestellt. Wehmütig klingt der Vers beim „Treiben der Neuwürttemberger“ aus:

„Vorüber ist die Herrlichkeit;
Wir leben jetzt in andrer Zeit.
Doch hört man wohl auch sagen,
Das sei grad zu beklagen.“

Nach H. G. Knapp und J. B. Pflug soll ein weiterer Oberländer zu Wort kommen. Michel Buck aus Ertingen, später Oberamtsarzt in Ehingen, kannte seine Landsleute wie kaum ein anderer. „In Übereinstimmung mit den Mundartgürteln“, schreibt er 1865 in seinem Buch „Medizinischer Volksglauben und Volksaberglauben aus Schwaben“, „gruppieren sich die Schwaben auch nach körperlichen Eigenthümlichkeiten. Während die Niederschwaben schlanke, hagere, im Vergleich mit den Oberschwaben fast wadenlose Leute sind, die eine gewisse Zähigkeit und Ausdauer in Ertragung der Nöthen des Lebens vor den Oberschwaben voraus haben, ist dieser durchschnittlich größer, breiter, muskulöser, zum Beleidtwerden geneigt. Der Oberschwabe entwickelt im Heben von Lasten (Lupfe), im Tragen auf der Schulter und im Raufen eine Kraft und Gewandtheit, welche ihn vor seinem Unterländer Stammesgenossen wesentlich auszeichnet. Es ist nicht zu verwerfen, daß der Unterländer diese körperliche Überlegenheit des Oberländers dessen fleischreicher Nahrung zuschreibt, denn besonders im mittleren Oberschwaben geht das Fleischessen ins Immense. Was den Charakter der Oberschwaben anbelangt, so zeichnet er sich durch eine Noblesse, durch aristokratische Färbung, durch derbe Offenheit, ein gewisses zähes Festhalten am Althergebrachten, durch ein sehr empfindliches Rechts- und Ehrgefühl aus. Der beleidigte Oberschwabe greift seinen Gegner offen an und macht leider nicht selten vom Prügel und, was noch schlimmer ist, vom Stilet Gebrauch. Er ist ein geborener Rauf- und in den ledigen Jahren zu kriegerischen Unternehmungen sehr geneigt. Er haßt Kleingewerbe, Kleingärtnerei und landfahrendes Volk, ob es handle oder bettle. Er sieht bei Heirathen mehr auf das Herkommen aus einer alten Familie als auf das Vermögen. Der Unterländer ist mehr ein Freund des Fortschritts, ein gewiegter Kritiker, im allgemeinen belesener, mehr Gewerbe- und Handelsmann, pfiffiger und schlauer, ein Freund der Arbeitstheilung, der Kleingärtnerei, und wird daher vom Oberländer oftmals Hungerleider tituliert. Der Unterländer ist ernst, grübelnd, geneigt, den letzten Grund der Dinge zu erforschen, der Oberländer lebenslustig, Liebhaber des Komischen, des Studiums der Formen, der Kunst und der Mode. Jener ein beschaulicher, aber ein traulicher Mensch. Das Unterland hat durchgängig seine alten Volkstrachten erhalten, obgleich es in geistigen Dingen dem Neuen weit bälde huldigt als das Oberland.“

Ein Jahr später testierte Theodor Griesinger nach einer Wanderung über die kärgliche Alb dem Bauern der Donaugegend „bei der Wohlhabenheit, welcher er gleichsam im Schoße sitzt und sich nichts abgehen läßt, ein behäbiges, wohlgenährtes, sozusagen saftiges Aussehen“.

Alle bisherigen Berichte stammen aus der vorindustriellen Zeit und dazuhin aus einer Epoche, in der die Bauern Oberschwabens als dem Kornland der Schweiz wohlhabend waren. Diese Vorzugstellung ging im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu Ende.

Jedoch, wenn man Werke neuerer Schriftsteller liest, wie etwa das Buch „Schwäbisch“ von Seba-

stian Blau, könnte man meinen, es habe sich in den ersten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts nur wenig verändert. Von der Alb und Oberschwaben weiß er:

„So mannigfaltig die Formen der Landschaft sind, so unterschiedlich sind auch die Menschen nach Art und Gehaben und Sprache. Droben auf der Alb, die wie das Rückgrat eines Urweltthieres quer im Ländle liegt, lebt ein besinnlicher, wortkarger, genügsamer Schlag. Die Einsamkeit seiner wacholderbestandenen Heiden und Schafweiden, die schweigsamen Buchenwälder seiner Halden und die „steinreichen“ Äcker nahe dem Himmelsblau haben ihn so geformt. Ganz anders Oberschwaben. Ein lichter Himmel über weitem und fruchtbarem Hügelland, über Mooren und Seen und reichen Höfen und Dörfern. Die Zweibelkuppeln der vielen Kirchen und Klöster, die Türme seiner alten Städte ragen in ihn hinein, und fern am Horizont blaut der Bodensee und leuchtet der ewige Schnee der Alpen. Von einer Heiterkeit ist dieses reiche Land überflutet, und lebensfroh, hell und besitzstolz sind die Oberschwaben.“

1918 erschien von Theodor Heuss ein Aufsatz über den oberschwäbischen Barock. Er schildert, wie er zur Vorbereitung dieser Kunstfahrt den biederen Geschichtsatlas von Putzger herausucht, um die territorialen Verhältnisse vor der Säkularisation zu studieren. Nach Betrachtung einer Karte von Württemberg im Jahr 1789 meint er: „Ich weiß kein Gebiet, wo sich die kleinsten und kleinen Hoheiten bis ans 19. Jahrhundert heran so dicht auf dem Leib saßen. Zwischen den Zeugen dieser Geschichte wandeln wir nun heute, dankbar und erstaunt. Erstaunt deshalb, weil nach Volksart und Wirtschaft dieses Land südlich der Donau eine große Einheit darstellt, ein fruchtbares Bauernland, in dem eine fromme katholische Bevölkerung wohnt, von derber frischer Art, die paar städtischen Inseln verschluckt von dem rein landwirtschaftlichen, großbäuerlichen Charakter des Gebietes. Es will nicht recht in den Kopf, wie diese sehr kompakt erscheinende Masse von Volk und Land in Dutzenden von Hoheiten und Grafschaften zerspalten war.“

Noch einmal spricht Heuss von dem „unentdeckten Land da oben“ und von des Volks derber einfacher Art, mit einem soliden „Glauben und Aberglauben, kirchlich und fleißig. Grafen und allerhand Fürsten sitzen in schweren alten Gebäuden dazwischen, ein Kreis für sich, ein fast fremdes Element in der standesherrlichen Mitregierung des lutherischen schwäbischen Kernlandes. Und daneben lebt das 18. Jahrhundert der Kirche, selbstsicherer und selbstverständlicher als sonst irgendwo. Die Augen und die Sinne spüren es heute noch als fast nahe Gegenwart.“

Mit Freude stellt man bei weiterer Lektüre des Aufsatzes fest, wie treffend Heuss die Geistigkeit der vom Barock geprägten Landschaft erfaßt hat, in einer Zeit, als noch nicht allzu viele zum Barock als Kunstrichtung Zugang fanden. Bei der Gründung der Gesellschaft Oberschwaben im Jahre 1946, deren Aufgabe es sein sollte, einen kulturellen Mittelpunkt für diese Landschaft zu schaffen, hielt Carlo Schmid, damals Präsident des Staatssekretariats für das französische besetzte Gebiet Württembergs, einen Vortrag, den er als „Lob Oberschwabens“ bezeichnete. Er sprach dabei von dem Gau zwischen Donau und Bodensee, „wo uns ein

Menschenbild zur Ausprägung gekommen zu sein scheint, in dem Zuge der Humanität bewahrt werden konnten, die anderwärts geopfert werden mußten“, und fuhr dann fort: „Der Geist hat sich hier nie hochmütig vom Stoffe geschieden, so wie man hier auch nie die Heiligkeit des Himmels in seiner radikalen Abscheidung von der Erde gesehen hat. Der Geist hat hier seine Würde darin gesehen, zu heiligen, was von der Erde kommt, es in seiner Gegenständlichkeit zu bejahen und die Fülle seiner Kräfte zu einem Lobgesang auf die Schöpfung, deren Mitte der Mensch ist, zu entbinden. Das fängt an bei den bunten Läden der Bauernhöfe und den Gärten der Gehöfte, die etwas ganz anderes sind als die Dekorationen kargen Lebens anderswo, und das geht über die bunten Freuden der Feste des Kirchenjahres zu Prunkbauten der Kirchen, die die Schwere des Erdenstoffes weder negieren noch auftürmen, sondern gegenstandslos machen, indem sie sie in sachten Abstufungen reichster Entfaltung der Schwerelosigkeit des Lichts vermählen.“ Von den Oberschwaben aber meint C. Schmid: „Hier oben aber haben die Menschen daran festgehalten, daß der Mensch nicht durch das bestimmt wird, was er tut, sondern durch das, was er ist. Sie haben darum nie den Wertmaßstab aus der quantitativen Leistung genommen, sondern ihr Dasein danach bewertet, was es an Reichtum der Entfaltung menschlicher Existenz möglich macht. Sie haben dabei auf manches verzichtet, was nördlichere Breiten sich zum Ruhme angerechnet haben...und manche haben darin einen Mangel an Kraft und Tüchtigkeit gesehen und das Land der Bauernhöfe, Klöster und kleinen Städte ein wenig mitleidig und gönnerhaft belächelt. Das waren Toren, denn wenn sie genauer hingesehen hätten, hätten sie bemerken müssen, daß die menschlichen Tugenden, auch die Tugenden des Mutes und der Kraft, hierzulande ins Blühen gekommen sind wie nur je anderswo.“

Seit der Gründung der Gesellschaft Oberschwaben im Schloß Aulendorf, der leider nur ein kurzes Leben beschieden war, sind nunmehr beinahe 40 Jahre vergangen. Vieles hat sich seither geändert. Das Wirtschaftswachstum nach dem 2. Weltkrieg hat auch in Oberschwaben seine Spuren hinterlassen; die Städte sind weit hinaus ins Land gewachsen und dort angesiedelte Fabriken haben Heimatvertriebenen und Bauernsöhnen Arbeit gegeben.

In manchem Dorf ist der bäuerliche Berufsstand bereits zur Minderheit geworden. Doch noch ist das Land nicht überwölkt, und noch gilt Adolf Schahls Beobachtung, die er im „Kunstbrevier Oberschwaben“ niedergelegt hat. „Der im Unterland schon immer allzu geschäftige, rührige Mensch mit seiner ruhelos gestaltenden Tätigkeit tritt hier zurück hinter der großen, guten, tragenden Natur. Die Erscheinungen des Lebenskampfes sind in solch einem Lande nicht so stark entwickelt wie in den dichter besiedelten Gegenden. Man lebt und läßt leben. Das ist der Kern oberschwäbischer Gemütlichkeit.“ Und dann weiter: „Noch hat sich der Geist nicht zur Gedanklichkeit verdünnt; er ruht und wirkt in Leib und Seele.“ Möge es so bleiben!

Literaturverzeichnis

- Auerbacher, Ludwig: Die Geschichte von den sieben Schwaben, 1827
 Blau, Sebastian: Schwäbisch, München 1946 (Erstausgabe 1936)
 Buck, Michel: Medizinischer Volksglauben und Volksaberglauben aus Schwaben, Ravensburg 1865
 Franck, Sebastian: Weltbuch, 1534
 Gehring: Württembergische Ländliche Rechtsquellen, 3. Band Nördliches Oberschwaben, 1941
 Griesinger, Theodor: Württemberg, Stuttgart 1866
 Memminger, M. I. D. G.: Beschreibung des Oberamts Ehingen 1826, Blaubeuren 1830, Biberach 1837
 Münster, Sebastian: Cosmographia, das ist, Beschreibung der ganzen Welt, 1541
 Nordmann, Jürgen: Kodifikationsbestrebungen in der Grafschaft Friedberg-Scheer, LZWL 1969/2 (zu F. X. Clavel)
 Pauly: Beschreibung des Oberamts Wangen 1841, Leutkirch 1843
 Sailer, Sebastian: Die biblischen und weltlichen Komödien des hochwürdigen Herrn Sebastian Sailer, weiland Kapitulär im Kloster zu Obermarchtal, herausgegeben von Dr. Owlglab, München 1934
 Schahl, Adolf: Kunstbrevier Oberschwaben, Stuttgart 1961
 Schlipf, J. H.: Beschreibung des Schussentals und seiner Umgebung, Stuttgart 1828 im Landw. Correspondenzblatt
 Schmid, Carlo: Lob Oberschwabens in „Die Gründung der Gesellschaft Oberschwaben in Aulendorf, Stuttgart 1946
 Schnabel-Schüle, Helga: Pfarrer und Gemeinden in Württemberg, Vortrag, gehalten in der Katholischen Akademie in Hohenheim am 25. März 1984
 Weber, Julius Karl: Reise durch das Königreich Württemberg, 1826 (Neuausgabe Stuttgart 1978)

Zimmermanns kränkelder Sohn war Chorherr in Schussenried

Von Karl Kaufmann, Bad Schussenried

Die Frau des Baumeisters Dominikus Zimmermann hatte ihrem Ehemann 11 Kinder geschenkt; aber nur 5 blieben am Leben. Auch von diesen verstarb die 1713 geborene Anna Justina schon im blühenden Alter von 20 Jahren, und der jüngste, 1718 geborene Sohn Joseph verstarb, noch ehe er die Priesterweihe erreichen konnte. Franz Dominik kam 1714 auf die Welt und wurde als Stukkator Mitarbeiter in der Arbeitsgruppe seines Vaters. Er

heiratete 1750 die verwitwete Wiesbäuerin Maria Lory und wurde dort seßhaft. Der größte Lebenserfolg gelang der Tochter Zimmermanns, der 1716 geborenen Maria Franziska, die der Vater 1737 im Zisterzienserkloster Gutenzell unterbringen konnte, wo sie trotz ihrer nur bürgerlichen Herkunft zur Priorin aufstieg und 1759 sogar zur Äbtissin gewählt wurde. Unter ihrer Regierung erlebte das Kloster eine Zeit der Blüte und des Fortschritts.¹

Während seiner Tätigkeit in Steinhausen von